



Rosenwasser

Nemo, die Häme und eine Hoffnung

Manche Konservative machen Nonbinarität zu einer moralisch aufgeladenen Glaubensfrage. Vermutlich, weil sie mit Uneindeutigkeit hadern. Und weil das Thema in ihnen selbst einiges aufwirbeln könnte.

Von [Anna Rosenwasser](#), 28.05.2024

Letztens sass ich im Zug auf dem Weg zu meinem Mami, es war Muttertag, und es war auch Post-Eurovision-Tag. Unweit von mir sassn zwei Frauen, vermutlich Mutter und Tochter, die ihre gemeinsame Zeit damit verbrachten, sich über Nonbinarität lustig zu machen.

Wer sich für ihre Aussagen interessiert, kann jede beliebige Kommentarspalte zu Nemos Sieg öffnen oder auch bloss einen Milchkaffee mit manchen Verwandten oder Bürospänli trinken. Oder die Medienkonferenz zu Ueli Maurers Rücktritt anno September 2022 nachlesen.

Die entmenschlichende Häme ist allgegenwärtig. Seit dem ersten ESC-Sieg einer geouteten nonbinären Person – die gleichzeitig ein beliebter Star in der Schweizer Musikwelt ist – erst recht.

Diese Kolumne erklärt nicht noch einmal, dass Geschlechtsidentität und Körper zwei verschiedene Kategorien sind. Oder die wissenschaftlich längst belegte Tatsache, dass diese beiden Kategorien nicht binär sind. Ob Sie zum jetzigen Zeitpunkt akzeptieren, dass es nonbinäre Menschen gibt, ist mittlerweile keine Frage der zur Verfügung stehenden Informationen mehr, sondern eine moralisch aufgeladene Glaubensfrage. Konstruiert von konservativer Seite.

Was es zu konservieren gibt, ist klar: Im Zweigeschlechtermodell gilt es, Geschlechterrollen und damit Hierarchien zu erhalten.

Aber ich glaube, es geht noch um etwas anderes. Etwas Persönlicheres und Uneindeutigeres. Und genau mit Uneindeutigkeit hadern wir ja so ungern.

Liebe Lesende, ich bin eine Frau. Das wurde schon zu meiner Geburt so konstatiert, und mit dieser Einteilung bin ich noch immer einverstanden. Ich könnte nicht erklären, was genau mich zur Frau macht, es ist nicht einfach mein Körper, irgendwie weiss ich es halt einfach, es ist eine Art inneres Wissen.

Oder ein inneres Vermuten?

So trennscharf könnte ich mein Frausein gar nicht sezieren. Mir ist es aber wichtig, eine zu sein; ich bin gern eine Frau, und politisch ist es mir wichtig, dass diese Kategorie existiert. Für unschöne Statistiken. Und für die Benennung von etwas, was schön sein kann und noch schöner sein könnte.

Mein Frausein wird weder weniger schön noch weniger legitim, wenn nonbinäre Menschen ihre Rechte einfordern.

Kein nonbinärer Mensch, weder einzeln noch organisiert, wollte mir mein Frausein absprechen oder mein Leben als Frau gefährden.

Statistisch gesehen kommt diese Gefahr nicht von nonbinären Menschen, sondern von einer anderen, weitaus etablierteren Geschlechtsidentität.

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass Formulierungen wie «identifiziert sich als» oder «fühlt sich als» fast nur bei Nonbinarität verwendet werden? Mir hat mal eine Person, mit der ich vor laufender Kamera über Gendersternchen gestritten hatte, nach Sendeschluss gesagt: «Ich würde mich selbst jetzt auch nicht unbedingt als Frau bezeichnen. Aber ich bin es halt einfach.»

Es klang etwas resigniert.

Ich glaube, manche Menschen lehnen das Konzept nonbinärer Identitäten ab, weil es in ihnen selbst zu viel aufwirbeln könnte. Wenn wir die Freiheit anderer akzeptieren, sich selbst zu sein, öffnet das eine Tür. Wir erhalten die Möglichkeit, uns selbst zu fragen, wo wir uns verorten würden, hätten wir denn die gleiche Dreistigkeit, dieselbe Chuzpe.

In der Konsequenz hiesse das aber auch: anerkennen, was uns bisher verwehrt blieb. Wie viele Jahrzehnte und Verbiegung hinter «... aber ich bin es halt einfach» stecken könnten. Menschen, die aus der Norm fallen, spiegeln oft unsere eigenen unbewussten Unfreiheiten.

Wir wachsen mit der vermeintlichen Sicherheit auf, dass es Mann und Frau gibt, dass beides eindeutig und unveränderlich ist und diese beiden Gegenteilteile zusammengehören.

Die traditionellen Erwartungen an diese beiden Geschlechter schaden nicht nur denjenigen, die irgendwie queer aus den Kategorien rausfallen – sie schränken auch diejenigen ein, die als «normal» gelten.

Egal, wie «normal» Sie sein mögen: Wie viel Sie weinen dürfen, wie Ihre finanziellen Ressourcen aussehen oder wie statistisch gefährdet Sie sind, sich mit einer Schusswaffe zu suizidieren, ist stark von Ihrem Geschlecht beeinflusst.

Jetzt wurde der Text grad kurz happig.

Das liegt daran, dass Geschlechtsidentität nicht das weiche, irrelevante Unterhaltungsthema ist, als das es gern dargestellt wird. Ob nonbinäre Menschen öffentlich verhöhnt werden oder ob sie, wie es queere Organisationen, Nemo und die Ethikkommission des Bundes fordern, einen ei-

genen Geschlechtseintrag erhalten, hat Einfluss auf eine der hässlicheren Statistiken unseres Landes: die der Suizide. Und die der psychischen Erkrankungen. Menschen, die einer diskriminierten Gruppe angehören, sind tendenziell anfälliger für solche Erkrankungen (die Psychologie verbucht das unter dem bemerkenswerten Wort Minderheitenstress).

Im Muttertagszug werden beide Frauen irgendwann still. Beide halten mittlerweile ihr Handy in der Hand und scrollen durch Erklärungen. «Transident», liest die Mutter stirnrunzelnd, «genderqueer», murmelt die Tochter. Etwas leiser, fast unmerklich weicher, setzen sie ihre Witze fort. Aber ich merke es. Und es macht mir Hoffnung.

Zu Anlaufstellen für Hilfe: Sie haben Suizidgedanken? Reden Sie darüber!

Notfallnummern:

Dargebotene Hand: 143

Psychosoziale Beratung der Pro Mente Sana: 0848 800 858 (auch für Angehörige, Bürozeiten)

Elternberatung der Pro Juventute: 058 261 61 61 (24/7)

Elternnotruf: 0848 354 555 (24/7)

Suchmaschine für Therapeutinnen:

[Psychologie.ch](https://psychologie.ch) oder [Psychotherapie.ch](https://psychotherapie.ch) (Psychologen)

[Psychiatrie.ch](https://psychiatrie.ch) (psychiatrische Fachärztinnen)

Illustration: Alex Solman